

Michael Stettler (1913-2003)

Autor(en): **Kopp, Peter**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **66 (2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Michael Stettler (1913–2003)

Drei Museen hat er entscheidend geprägt in einem einzigen Leben! Als erstes führte er zwischen 1948 und 1961 das Bernische Historische Museum aus dem 19. Jahrhundert in die Gegenwart, inspiriert vom Victoria and Albert Museum in London. Fast gleichzeitig zwang er den Kanton Bern, das Schloss Oberhofen als Geschenk anzunehmen, und wagte es, darin auch die Wohnkultur des noch verpönten Historismus zur Geltung zu bringen. Dann hielt er diese Aufgaben für erfüllt und sah sich nach neuen um. Das Schweizerische Landesmuseum suchte einen Nachfolger für Direktor Fritz Gysin, doch Michael Stettler liess sich vom Sammlerpaar Werner und Margaret Abegg gewinnen für die Idee einer neuen Museumsstiftung mit Schwerpunkt auf den meist stiefmütterlich behandelten Textilien. So baute er von 1961 bis 1977 eine Institution auf, die den Namen des bernischen Dorfes Riggisberg in der ganzen Welt bekannt machte.



Um das Wohl des Schweizerischen Landesmuseums kümmerte er sich 1964–1976 als Mitglied von dessen eidgenössischer Kommission. Seinen gewichtigsten Beitrag für dieses Haus hatte er geleistet, indem er 1948–1965 als Präsident sowie 1965–1980 als Mitglied der eidgenössischen Kommission für die Gottfried Keller-Stiftung tätig war und 1958 massgebend mithalf, das «Gradulale von St. Katharinenthal» aus England zurückzukaufen und diese ausserordentliche Zimelie hier zu bewahren. Nicht weniger als 95 der 293 Objekte im Katalog «Meisterwerke der Gottfried Keller-Stiftung», der zu deren 75-jährigem Bestehen 1965 erschien, wurden während seiner Präsidentschaft erworben. Er gab dieses Präsidium ab, um jenes der Pro Helvetia zu übernehmen, deren Stiftungsrat er seit 1952 angehörte. 1970 wechselte er für sechs Jahre zum Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. In den Schaltzentren der wichtigsten Förderungsinstitutionen hat er die Schweizer Kultur der Nachkriegszeit geprägt wie kein anderer, weitsichtig und sachdienlich, ohne Prestigedenken.

Begonnen hatte er als Architekt mit dem ETH-Diplom 1936 und der Dissertation 1940, verfasste dann anderthalb Bände der «Kunstdenkmäler des Kantons Aargau» sowie Werke über die Bilder der Schodoler-Chronik und die Königsfelder Kirchenfenster, ehe ihm die Leitung des Berner Museums übertragen wurde. Mit seiner Gattin Barbara von Albertini (1920–2000) zog er vier Töchter gross.

Für den Spross einer Architektendynastie standen nicht Bauten im Vordergrund, der Gestalter dreier Museen rückte nicht Kunstobjekte ins Zentrum, sein Hauptinteresse galt dem Menschen. «Die schönste Landschaft ist das menschliche Antlitz», lautete einer der vielen unauffälligen Verständnisschlüssel, die er mir gesprächsweise mitgab. So hat er uns trefflich geschilderte literarische Porträts von geschätzten Menschen hinterlassen; als Schriftsteller schuf er das, was von ihm bleiben wird: *Rat der Alten* (1963), *Bernerlob* (1964), *Neues Bernerlob* (1967), *Aare, Bär und Sterne* (1972), *machs na* (1981). Im Ruhestand folgten *Ortbühler Skizzenbuch* (1982), *Sulgenbach* (1992), *Lehrer und Freunde* (1997), Erinnerungen aus dem

eigenen Leben und an Freunde und andere bedeutende Persönlichkeiten, denen er begegnet war. Selbst Gedichte hat er veröffentlicht (*Göb i o wett*, 1988, *Die Rose blüht auch ohne uns*, 1993), streng nach den Regeln Stefan Georges, der den 18-Jährigen unauslöschlich beeindruckt hatte. Für seine Publikationen erhielt er 1953 den Literaturpreis des Kantons und 1964 jenen der Stadt Bern. Später kamen Ehrendoktorwürden hinzu, 1973 der Universität Freiburg i.Ü. und 1979 der Universität Bern; 1983 bekam er eine Festschrift zu seinem 70. Geburtstag.

Er blieb stets derselbe bescheiden-umgängliche Mensch ohne Machtgelüste und Stargehabe, kein Mann zum Anfassen, ein freundlich lächelnder Herr zum Ansprechen. Nur wem es gegeben ist, sich mit vorzüglichen Mitarbeitern zu umgeben, geschickt die Lasten zu verteilen und stets das richtige Mass im Auge zu behalten, kann so grosse Leistungen hervorbringen, ohne sich vorzeitig aufzubrechen.

Er verfügte über ein unvorstellbares Beziehungsnetz, vermochte für sich einzunehmen, brauchte nie den Chef herauszukehren, meist genügten Argumente und Ausstrahlung; mit samtweichem Takt, notfalls setzte er sich mit glattseidener Diplomatie durch. So musste Michael Stettler seine Herkunft aus dem «Berner Adel» nie fühlen lassen: überlegene Grösse wirkt als natürliche Autorität. Getreu dem Grundsatz «*Servir et disparaître*» zog er sich vor Anbruch des Rentenalters zurück in seine gediegene Campagne nach Ortbühl bei Steffisburg.

Am eindrücklichsten dürfte Michael Stettler allen, die ihn näher kannten, durch seine Kunst des Gesprächs im Gedächtnis bleiben. Statt in unverbindlicher Konversation zu plätschern, war man bei ihm gleich in einem rechten Gespräch. Im Tone der Belanglosigkeit steuerte er auf Wesentliches zu. Er besass ein untrügliches Gefühl für den Wert von Persönlichkeiten. Fast schien mir, an der Art seiner Wertschätzung sei die Grösse seiner Zeitgenossen ablesbar. Er wusste den passenden Ton anzuschlagen, die richtigen Fragen zu stellen, unaufdringlich sich einfühlend, mit Wärme von Mensch zu Mensch, ohne dass einer der Partner etwas hätte preisgeben müssen. Er nahm lebhaft teil, lobte und bedauerte kenntnisreich. Schien ihm etwas tadelnswürdig, gelang es ihm durch ein paar Fragen eine geeignetere Lösung anzudeuten, ohne im Geringsten lehrhaft zu wirken – ehe er gewandt zu einem andern Thema überging. Geklagt hat er selten, umso öfter und lieber gelacht.

Am 18. Juni 2003 ist im Ortbühl eine der bedeutendsten Schweizer Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts still und leise eingeschlafen.

Peter F. Kopp

Foto: Peter Friedli